

## **Herkunft als positiver Bruch im Lebenslauf – ein Plädoyer für Stolperfallen, die bereichern**

Ist Herkunft etwas Punktuelleres? Etwas, das irgendwann abgeschlossen ist? Oder ist es ein Weg? Etwas, das andauert? Darüber kann man sicher streiten. Für mich ist es ganz eindeutig, denn den Moment, an dem meine Herkunft abrupt endete und meine Ankunft begann, kann ich ganz genau benennen. Es war der Tag unserer Ausreise aus dem schlesischen Dorf in dem überfüllten Kleinbus eines Transportunternehmens, das sich auf die Aussiedler-Route Opole-Friedland spezialisiert hatte und täglich Ausreisewillige nach Deutschland brachte. Mit zweien der vier Kinder, mit wenig Gepäck und den Papieren der ursprünglich deutschen Großeltern machten wir uns im Sommer 1990 auf den Weg. Ich nannte das später oft den Bruch in meinem Lebenslauf – und meinte es immer positiv.

Meine Herkunft ist also meine Kindheit im ländlichen Polen der 80er Jahre, die an diesem Tag zu Ende ging. Mit diesen wenigen Eckdaten ist schon viel gesagt – diejenigen, die es auch erlebt haben, wissen es ganz genau. Schön, diese kollektiven Erlebnisse zu teilen. Schön, ein jedes „ach, das kenne ich auch“ oder „so war es bei uns auch gewesen“. Und doch ist jede Erinnerung so individuell. Wie ist meine eigene kindliche Herkunft? Wie sah sie aus, wie fühlte sie sich für das Kind an, das dann als Jugendliche anfing, mit ihr zu hadern, sich von ihr abzugrenzen, sie dann irgendwann zu analysieren, sich mit ihr abzufinden und irgendwann sogar etwas stolz auf sie zu sein?

Meine ganze eigene kindliche Herkunft riecht nach Flieder, der in keinem Dorfgarten fehlte, und nach Kartoffelkeller. Nach dem Paket von der Verwandtschaft aus dem Westen, und dem Kuchen, der immer Samstags gebacken wurde. Sie klingt nach dem Glockenläuten der Dorfkirche und nach nächtlichem Hundegebell. Sie schmeckt nach schwarzem Tee mit Zucker

und Zitrone, selbstverständlich aus einem Glas. Und nach dem Eierlikör, dessen Reste wir Kinder heimlich aus den Gläsern schleckten. Sie sieht aus wie die Dorfkirche mit den Engeln, Aposteln und goldverzierten Madonnen. Nach schwarz-weiß Fernsehen, nach Feld und Wald und nach dem gehäuteten Kaninchen und dem geschlachteten Schwein im Hof hängend.

Ich habe diese und viele andere Bilder jetzt oft im Kopf. Vor allem, weil ich beobachte, wie sich meine eigenen kleinen Kinder die Welt aneignen, was sie wahrnehmen, was für sie wichtig ist. Erstaunlich, wie anders sie groß werden. Streichelzoo statt Schweineschlachtung. Protestantische Kargheit und muslimische Kopftücher statt katholischer Madonnen, Apfelschorle statt schwarzer Tee. Hundekacke auf den Neuköllner Bürgersteigen statt dörfliches Hundegebell. Nackt-Krabbeln im PEKiP-Kurs statt in Nachbars Garten, Fleischlose Waldorf-Kita statt polnischer Wurst. Und Agavendicksaft statt Zucker. Unterschiedlicher könnte ihre Herkunft von meiner kaum sein.

Was bleibt bei ihnen von ihrer Herkunft? Welches Gefühl, welche ersten Bilder und Prägungen? Woran werden sie sich erinnern wenn sie irgendwann „angekommen“ sind? Und welche Rolle wird da meine Herkunft noch spielen? Wohl nur als exotische Erzählung von Früher, von Drüben. Einen Bruch im Lebenslauf werden sie selbst wohl auch nicht haben, wenn wir – wie geplant – in Berlin bleiben sollten. Aber damit es für meine Kinder nicht ganz so reibungslos und geradlinig verläuft, baue ich selbst von Anfang an Brüche und Stolperfallen in ihr Leben ein und bemühe mich, ihren Migrationsbezug sichtbar zu machen. Ein seltsamer Buchstabe im Vornamen, der zum Buchstabieren zwingt oder zumindest Nachfragen erzeugt, die zweisprachige Erziehung, der polnische Pass... Sollen sie doch auch was haben, womit sie hadern oder woran sie sich erfreuen – zumindest aber etwas, womit sie sich in aller Ausführlichkeit auseinandersetzen können.

ul